

Gilbert Adair
Peter Pan
und die Einzelkinder

Aus dem Englischen
von Joachim Körber



Inhalt

I	Über Bord!	9
II	»Wir beide sind jetzt Waisen«	21
III	Der Abstieg	29
IV	Peters Geschichte	39
V	Ein Zuhause unter dem Meeresspiegel	47
VI	Wasserland	57
VII	Peter findet seinen Schatten wieder	73
VIII	Hooks Geschichte	83
IX	Hook in seinem Versteck	91
X	Blutvergießen	97
XI	Peter wird verschleppt	105
XII	Die schreckliche Wahrheit	115
XIII	Das Abenteuer endet	129

I Über Bord!

Niemand ist eine Insel. Ein englischer Dichter hat das einmal gesagt, und es schien so zutreffend zu sein, daß man es fortan immer für richtig hielt. Er meinte damit, daß niemand für sich allein bestehen kann, daß jeder Mensch seine Mitmenschen braucht. Aber jede Regel hat, genau wie fast jede Familie, ihr schwarzes Schaf. In einer Familie könnte das der Onkel sein, dessen Namen nur flüsternd ausgesprochen wird, oder der Cousin zweiten Grades, der, als man zum letztenmal von ihm hörte, in Indien Tee anbaute: wenn es um eine Regel geht, so sprechen wir von einer Ausnahme. Und der Held dieser Geschichte ist, wie alle Helden der meisten guten Geschichten, genau so eine Ausnahme. Er *ist* eine Insel fernab aller regulären Schifffahrtslinien. Wie alle Inseln, verabscheut er das Festland und duldet nur die Gesellschaft anderer Inseln, wie er selbst eine ist. (Für die Halbinseln, Mischlinge, hat er nur Verachtung übrig.) Doch wie sie ist er von der heimlichen Sehnsucht erfüllt, so heimlich, daß er sie nicht einmal sich selbst eingesteht, daß der Schatz, der in seinem Innersten verborgen ist, eines Tages entdeckt werden wird. Begeben wir uns also auf Schatzsuche, du und ich.

Unsere Geschichte beginnt stilgemäß an Bord eines Passagierdampfers irgendwo mitten im Indischen Ozean, auf einer jener Schifffahrtslinien, die Inseln meiden. Weißt du, die Welt hat durchaus eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Weihnachtspudding, aber wenn man an die beiden Polarkreise denkt, dann sind auf beiden Seiten je ein Klecks Cognacbutter darauf; und der Indische Ozean ist die Wassermasse, die sich zwischen dem dreieckigen Subkontinent Indien und der Cognacbutter des südlichen Polarkreises erstreckt. Ich sollte dir, nehme ich an, die exakten Koordinaten des Schiffes nennen, aber bis ich den

Längen- und Breitengrad berechnet hätte, wäre es schon ein paar Knoten weiter gefahren und dann müßte ich wieder von vorn anfangen. Es soll daher genügen, wenn wir sagen, in welche Richtung man den Blick auch schweifen ließ, es sah aus, als hätte es so etwas wie Land nie gegeben.

Natürlich hatte das Schiff, von dem wir sprechen, eine beige Farbe und drei schräge weiße Kamine mit roten Rändern; und wenn man die eleganten Passagiere sah, die unbekümmert auf den oberen Decks lustwandelten oder das Wurfring- und das Beilkespiel spielten, konnte man fast die öligen Maschinen vergessen, die in seinen Tiefen rumorten, oder die rotglühenden Öfen, die Tag und Nacht von Maschinisten bedient wurden, deren kräftige, tätowierte Körper von Schweiß glänzten. Es gehörte der Linie H & O (Halbinsel & Orient) und war auf dem Weg von den Kolonien nach England.

Die dritte und vierte Kabine von Deck »C«, auf der linken Seite des Durchgangs mit Blick auf den Golf von Aden, bewohnten ein Major Porter von der Indischen Armee, Mrs. Porter und ihre Tochter Miranda.

Major Porter hatte weitgehend das Kommando über eine kleine Insel vor der Südspitze Indiens. Ich möchte dich nicht mit dem Namen dieser Insel belasten, die so unbedeutend war, daß nicht einmal ihre Bewohner je von ihr gehört hatten; aber der Major betrachtete sich als ganz großen Fisch in einem kleinen Teich und regierte mit einem Prunk, der des Vizekönigs selbst würdig gewesen wäre, dem er, ein unvergeßliches Erlebnis, einmal die Hand geschüttelt hatte. Mit seinem roten Gesicht und der großen, aufrechten Gestalt hätte er durchaus wie ein Herrscher über Imperien aussehen können, wäre da nicht die Tatsache gewesen, daß ihm eine höchst bedeutsame Eigenheit fehlte: ein markantes Kinn. Innerlich fühlte er sich keineswegs kinnlos, ganz im Gegenteil; und in Ausübung seiner Pflicht tat er wirklich alles in seiner Macht Stehende, abgesehen vielleicht

von einem Kopfstand, um die entlegensten Untertanen seiner Majestät von dem Kinn abzulenken, das nicht da war. Dennoch war er ganz ohne jeden Zweifel kinnlos, und wiewohl sein Vater kinnlos gewesen war, und dessen Vater vor ihm, und auch wenn im Stammsitz der Porters ein Portrait seines Urgroßvaters hing, dessen einzigartige *doppelte* Kinnlosigkeit der Künstler mit geradezu unheimlichem und ungebetenem Realismus eingefangen hatte, wurde unser bedauernswerter Major den Verdacht nicht los, daß es eben jenem Sachverhalt geschuldet werden konnte, daß ihm die Beförderung, die er von Rechts wegen verdiente, stets versagt geblieben war.

In solchen Augenblicken sputete sich Mrs. Porter, zu seiner Beruhigung beizutragen. »Aber, mein Teuerster«, pflegte sie zu sagen, »die Frau des Obersten hat mir erst vorgestern versichert, daß du an erster Stelle für eine Beförderung stehst, und dein Kinn hat sie nicht einmal erwähnt.«

»Wie könnte sie auch«, entgegnete er verbittert, »wo ich doch gar kein erwähnenswertes Kinn habe? Oh, diese Ungerechtigkeit!«

Oder wenn er abends niedergeschlagen von seinem Club zurückkehrte: »Oh, aber ich bin sicher, sie machen nur Konversation, Henry. Wörter wie Kinetik, Kinematograph und Kintopp sind sicher nicht als Anspielung auf dein Kinn gemeint.«

Doch er blieb untröstlich. Es war die Tragödie seines Lebens. Und wenn ich an die unendlich schwerwiegendere Tragödie denke, die über ihn kommen sollte, empfinde ich die Ungerechtigkeit fast so, als wäre ich an seiner Stelle. In den finsternen Tagen, die vor ihm liegen, braucht er alle Kraft und Standhaftigkeit, die er aufbringen kann. Nehmen wir daher einmal an, wir geben, oder besser gesagt, leihen ihm ein Kinn, ein echtes Kinn, damit er die bevorstehende Prüfung mannhaft ertragen kann. Nur für die Dauer dieses Abenteuers, wohlgemerkt – nehmen

wir einmal an, wir verpassen ihm ein Kinn, wenn er gerade nicht hinsieht, so wie Kinder Schnurrbärte auf die verlockenderen Gesichter von Reklametafeln kritzeln.

Ja, das machen wir.

So, schon viel besser. Jetzt ist er der Mann, den er selbst stets in sich gesehen hat, und kann der Welt wie auch dem Rasierspiegel – um sieben Uhr dreißig in der Früh ist das mehr oder weniger dasselbe – wacker entgegentreten, ohne zu erschrecken.

Schon macht er sich mit bis dato unbekannter Entschlossenheit in der Kabine zu schaffen. England! Sie reisten nach England!

Es stimmt, ihm gefiel es, Major in der Indischen Armee zu sein, und es störte ihn auch nicht, daß er ein großer Fisch in einem kleinen Teich war. Aber die Porters hatten sich zwei volle Jahre auf ihrer Insel aufgehalten, ohne ein einziges Mal die Heimat zu sehen, daher sehnte er sich danach, die milde Abendluft in den Downs zu atmen. Und wenn Phileas Fogg, der Held von Jules Vernes Buch *In achtzig Tagen um die Welt*, sich während der Überquerung des Atlantiks in Geduld faßte, so faßte sich der Major sozusagen in Ungeduld. Er hätte jeden Wurfring der Linie H & O gegen ein anständiges Bowls-Spiel auf Rasen eingetauscht. Er besuchte den Maschinenraum des Schiffs und inspizierte die Tätowierungen der Heizer mit dem Gebaren eines Mannes, der insgeheim an grüne Hecken denkt. Sobald ihm ein Augenblick des Müßiggangs vergönnt war, sondierte er begierig den Horizont, als würde das andere Ende des Indischen Ozeans gegen die weißen Klippen von Dover branden. Und jetzt hatte er sogar ein richtiges Kinn, über das er streichen konnte, während er verzückt von Cricketschlägern tagträumte, von dunklem Bier und –

»Henry! Henry, Liebster, es ist fast Essenszeit!«

Das war Mrs. Porter, des Majors »holde Lilibet«. Sie war

liebreizend und hatte blondes Haar, dessen Locken ihr bis über die Schultern fielen, wenn sie es des Nachts öffnete, und Wimpern, für die man bereitwillig gestorben wäre. Als der Major die Nachbarkabine betrat, fiel ihr die plötzliche Veränderung an ihm nur deshalb nicht auf, weil er in ihren Augen schon immer ein kräftiges, markantes und männliches Kinn gehabt hatte.

»Sag Miranda gute Nacht, Liebling. Aber rasch, wir dürfen den Kapitän nicht warten lassen.«

In Wahrheit speisten sie gar nicht am Tisch des Kapitäns, sondern nur *in der Nähe*, wie der Major gern betonte; aber wenn sie argwöhnte, daß er sich in einer seiner niedergeschlagenen, kinnlosen Phasen des Minderwertigkeitsgefühls befand, spielte Mrs. Porter nur allzu gern mit und tat so, als wäre der gesamte Speisesaal der ersten Klasse durch ein Zuspätkommen ihrerseits inkommodiert.

In diesem Falle mußte der Major glücklicherweise nicht aufgemuntert werden. »Pah!« bellte er und reckte das Kinn, als hätte er es schon seit seiner Geburt so gemacht. »Wir sind doch keine Schulkinder, daß man uns auf die Minute pünktlich zu unserem Tisch bestellen muß. Außerdem möchte ich meiner Lieblingstochter einen Gutenachtkuß geben.«

Da das Alter einer Dame mitunter eine höchst delikate Angelegenheit ist, wollen wir nur soviel sagen, wenn man Miranda an jedem beliebigen Tag, ausgenommen ihrem Geburtstag, danach fragte, wie alt sie war, so war sie noch jung genug, zu antworten »irgendwas *einhalb*.« Gleichzeitig war sie aber schon alt genug und hatte herausgefunden, daß es, wenn sie eine Locke ihres Haares auf eine bestimmte Weise von der Wange strich, nicht nur praktisch war, sondern überaus bezaubernd. Sie war, kurz gesagt, zehn.

Ob sie aufgeregt war, daß es nach Hause in die Heimat ging? Na ja, das Wort »Heimat« besaß eine ganz eigene Bedeutung für sie, nämlich das genaue Gegenteil von dem, was es für den Rest

von uns bedeutet. Heimat war irgendwo weit, weit entfernt auf der anderen Seite einer Linie, die Äquator genannt wurde, und man reiste mit dem Dampfschiff dorthin. Jedesmal, wenn man dort eintraf, schienen sich die eigenen Maße verändert zu haben, da jeder, dem man vorgezeigt wurde, stets ausrief: »Herrje, ist sie groß geworden!« Die Heimat war bevölkert von Leuten, die seltsam rochen, sich einen auf den Schoß setzten und »Du erinnerst dich nicht an mich, aber ich erinnere mich an dich« sagten, obwohl man sich ganz genau an sie erinnerte. Sie war ein Ort ohne Affen oder Affenbrotbäume, wo man sich tagelang von seiner besten Seite zeigen mußte und weder etwas zu tun noch jemanden hatte, mit dem man reden konnte – keine kleineren Brüder und Schwestern (sie waren alle jünger als sie und wurden alle zurückgelassen), die man ausschimpfen oder knudeln konnte, weder Timothy noch Firouz noch Anahita oder, den kleinsten und unartigsten von allen, Ben. (Mag sein, daß sich einige dieser Namen für englische Familien ungewöhnlich anhören, doch darauf werde ich im nächsten Kapitel noch ausführlich zu sprechen kommen.)

»Und nun, mein liebes Kind«, sagte ihr Vater und beugte sich über die Kojen, »sind wir bereit, zu schlafen?«

»Ja, Vater.«

»Keine albernen Träume heute nacht, kann ich mich darauf verlassen?«

»Aber, Vater, dagegen kann ich doch nichts machen.«

Miranda kannte sich selbst gut genug, daß sie ihrem Vater nicht versprach, keine albernen Träume zu haben. Sie kamen jede Nacht, und mit zehn Jahren kann man sich einfach nicht mehr so gut krümmen und ein Häkchen werden.

»Niemand kann etwas für seine Träume, teuerster Henry«, sagte Mrs. Porter seufzend und so liebenswürdig vernünftig wie jemand, der weiß, wovon er spricht.

»Ich habe es einmal gesagt, ich habe es hundertmal gesagt«,

antwortete der Major, und das stimmte, das stimmte, »ich habe nichts gegen das Träumen sondern nur gegen die Träume. Ich dulde nicht, daß meine Tochter – zehn Jahre alt, meine Teuerste, erst zehn Jahre alt! – mit Leuten verkehrt, denen wir niemals vorgestellt wurden, und einem so bunt zusammengewürfelten Haufen obendrein. Ich würde ihr bei Tage keinen Umgang mit deresgleichen gestatten, daher bin ich um so entschlossener, daß Begegnungen in tiefster Nacht schon gar nicht in Frage kommen.«

»Aber, Vater«, sagte Miranda, die den Major um den kleinen Finger wickeln konnte, besonders wenn sie selbst eine Haarlocke um besagten kleinen Finger gewickelt hatte, »ich kann mir doch die Leute, die ich in meinen Träumen treffe, nicht aussuchen.«

Doch er gab nicht nach. »Und warum nicht, das wüßte ich wirklich gern? Warum nicht? Man sucht sich auch die Bücher aus, die man liest, oder nicht? Man sucht die Theaterstücke aus, die man sich ansehen möchte. *Ergo* mußt du auch lernen, welchen Umgang du in deinen Träumen pflegst. Als ich in deinem Alter war, junge Dame, mußte ich meinen Eltern vor dem Zubettgehen genauestens Bericht erstatten, wie ich jede einzelne Stunde meines Schlafes zu verbringen gedachte, und wenn ich am nächsten Morgen vom schmalen Pfad der Tugend abgewichen war, kam es mich teuer zu stehen. Es ist alles nur eine Frage der Selbstdisziplin.«

»Ja, Vater.«

»Und du versprichst mir jetzt, daß du von erfreulichen Dingen träumen wirst, zum Beispiel Stockrosen und Lerchen und Dunkelbier – na ja, natürlich nicht Dunkelbier, sondern –«

»Ich verspreche, daß ich es *versuchen* werde«, sagte Miranda, obwohl sie nicht die geringste Ahnung hatte, wie sie das anstellen sollte, denn natürlich schlief sie tief und fest, wenn die Träume zu ihr kamen.

Doch das genügte Major Porter. Er hauchte ihr sanft einen Kuß mitten auf die Stirn, genau so, als würde man eine Kerze auspusten; Miranda machte, wie eine gehorsame ausgepustete Kerze, auch sogleich die Augen zu und kuschelte sich in ihr warmes Bett. Der Major und seine Lilibet schlichen sodann auf Zehenspitzen über den polierten Boden der Kabine, warfen zum Abschied einen letzten Blick auf ihre Tochter, schalteten das kleine Nachtlicht aus und gingen speisen.

Somit war das Nachtlicht ausgeschaltet worden. *Aber der Mond blieb angeschaltet.* Das, und das mußt du verstehen, war nicht auf ein Versäumnis seitens des Majors und seiner guten Frau zurückzuführen. Weder sie noch sonst jemand hätte etwas gegen den hellen tropischen Vollmond unternehmen können, der am nächtlichen Himmel stand. Freilich würden sich vielleicht die Hälfte der Probleme der Welt ganz von selbst lösen, wenn es uns nur gelingen würde, den Mond abzuschalten. Möglicherweise würden, so sie nicht eben diesem unglückseligen Einfluß ausgesetzt wären, Männer und Frauen nicht diese schrecklichen Streits ausfechten, die sie manchmal haben; Staatsmänner nicht so unbedacht Kriege erklären und Mörder nicht so zielstrebig ihren Opfern nachstellen. Bedauerlicherweise ist und bleibt der Mond jedoch eine Tatsache, was bedeuten soll, er ist ein Werk Gottes; und auch wenn Er es von Zeit zu Zeit für angebracht hält, seine Meinung zu ändern, schien Ihm bislang noch kein Anlaß gegeben, den Mond daran zu hindern, daß er zur gebotenen Stunde seinen angestammten Platz am Himmelszelt einnimmt.

In dieser speziellen Nacht schien der Mond – der, wie ich schon sagte, voll und hell erstrahlte – direkt durch das Bullauge der Kabine und hüllte Mirandas Kopf in einen unheimlichen Strahlenkranz. Das Kind runzelte ihm Schlaf die Stirn, ohne daß es recht wußte, warum. Es stöhnte ein- oder zweimal verschlafen und wälzte sich unbehaglich herum, wiewohl die

Matratze weicher nicht hätte sein können. Dann gingen die Augen des Mädchens unvermittelt auf wie zwei Koffer, in die zuviel hineingestopft worden war. Was hatte sie da gehört?

In der Dunkelheit konnte Miranda nicht begreifen, woher sie wußte, daß jemand oder etwas sie angesprochen hatte, sie wußte es einfach. Und so horchte sie voll gespannter Aufmerksamkeit, ob sie die Stimme abermals hören würde.

So geschah es. Und von allen unwahrscheinlichen Dingen sagte die Stimme ausgerechnet dies klar und deutlich: »Guter Mond, du gehst so stille in den Abendwolken hin.«

Guter Mond, du gehst so stille in den Abendwolken hin?

Ehrlich gesagt war es die Stimme selbst, und nicht das, was sie sagte, das Miranda verwirrte; eine so seltsam körperlose Stimme, man konnte sich kaum vorstellen, daß sie tatsächlich aus einem Mund kam, daß dieser Mund zu einem Gesicht gehörte und das Gesicht zu einem Körper. »Guter Mond, du gehst so stille in den Abendwolken hin«, flüsterte sie abermals. Und diesmal war Miranda hellwach und demzufolge sicher, daß die Stimme unmittelbar vor der Kabinentür ertönte. Im Handumdrehen war sie aus der kleinen Koje auf den Boden gehüpft und ging im Nachthemd zur Tür. Aber als sie die Tür öffnete, stand gar niemand draußen. Der Gang war vollkommen menschenleer.

»Guter Mond, du gehst so stille in den Abendwolken hin.«

Jetzt ertönte die Stimme aus größerer Entfernung und hörte sich an wie eine Sirene mit schottischem Akzent. Miranda hatte den Eindruck, daß der Sprecher, so es ihn denn gab, sich gleich hinter der nächsten Ecke verstecken mußte, wo der schmale Gang in den Hauptflur von Deck »C« mündete. Aber als sie dort ankam, konnte sie wieder niemanden sehen, doch die geheimnisvolle Stimme lockte sie vom oberen Ende der Treppe, die zum Deck selbst führte. Falls es in diesem ganzen unerhörten Abenteuer einen Augenblick gab, an dem das Unausweich-

liche die Tür zuschlug und den Riegel vorschob, dann war das zweifellos der Moment, als Miranda furchtlos die Treppe hinaufstieg und sich als einzige an Deck aufhielt. Von da an gab es kein Zurück mehr.

Der Mond stand hoch. Das Häuchlein einer Brise blätterte die Seiten des Meeres um. Aus dem Speisesaal der ersten Klasse des Passagierdampfers konnte man das Hin und Her der Kellner, das Grundrauschen zivilisierter Tischgespräche und das leise, glockenhelle Klirren von Tafelsilber hören. Doch trotz aller Geräusche, oder über sie hinweg, ertönte das leise Flüstern einer Stimme, die aus den Tiefen des Ozeans selbst zu kommen schien: »Guter Mond, du gehst so stille in den Abendwolken hin.«

Die ganze Welt schien den Atem anzuhalten. Aber als das Kind gerade zur Reling trat und ins Meer blickte, kam ein älterer Herr mit Dinnerjackett, funkelnden Augen und einem Schnurrbart auf dem Deck daherspaziert. Er war ein Schotte, hieß es, ein recht berühmter Schriftsteller und Ehrengast am Tisch des Kapitäns. Als er die Szene später auf eine derart fesselnde Art und Weise beschrieb, daß seine Zuhörer sich bemüßigt sahen, sogleich beim Zahlmeister nachzufragen, welche seiner Bücher sie denn wohl käuflich erwerben könnten, sagte er, er habe ein kleines Mädchen gesehen, offenbar im Nachtgewand, das sich zwischen den Gitterstäben der Reling hindurchzwängte und sich, noch ehe er richtig begriff, was da vor sich ging, die Nase zuhielt und von Bord sprang.

Als er die Fassung wiedererlangt hatte, lief er hastig zu der Stelle.

Zu spät! Miranda – »zehn Jahre alt, meine Teuerste, erst zehn Jahre alt!« – war bereits von einem Kreis unheilvoller schwarzer Flossen umgeben (die in diesen Gewässern nur eines bedeuten konnten). Diese Flossen näherten sich ihrer hilflos rudern- den Beute unerbittlich, bis sie, nebst dem Mädchen, von einem

ängstlichen Aufschrei und anschließendem Rauschen begleitet, als würde der Stöpsel einer Badewanne gezogen werden, unter der Meeresoberfläche verschwanden.

Sie können dieses Buch bei Ihrer Buchhandlung bestellen, oder direkt beim Verlag. Benutzen Sie dazu folgenden Link: www.edition-phantasia.de